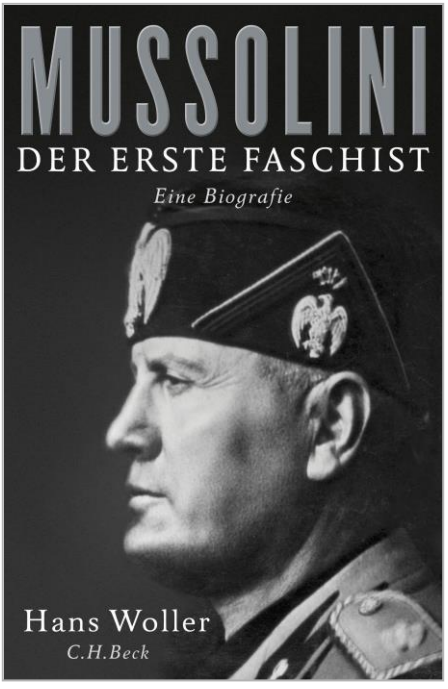
C.H.BECK
www.chbeck.de

Unverkäufliche Leseprobe



Hans Woller
Mussolini
Der erste Faschist

397 Seiten mit 27 Abbildungen. Gebunden
ISBN: 978-3-406-69034-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
http://www.chbeck.de/16037997

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Inhalt

Einleitung 7

PREDAPPIO, 29. JULI 1883
Herkunft und politische Lehrjahre 13

REGGIO EMILIA, 8. JULI 1912
Der totalitäre Sozialist 35

ROM, 28. OKTOBER 1922
Der Faschist 57

BOLOGNA, 31. OKTOBER 1926
Der Diktator 91

ADDIS ABEBA, 5. MAI 1936
Der Imperialist 121

ROM, 17. NOVEMBER 1938
Der Rassist und Antisemit 149

BERLIN, 22. MAI 1939
Der Verbündete Hitlers 173

ROM, 10. JUNI 1940
Der Profiteur der «Achse» 195

ROM, 25. JULI 1943
Der Sturz 243

DONGO, 28. APRIL 1945
Salò und der Tod 271

PREDAPPIO, 28. APRIL 2014
Das Erbe 317

ANHANG
Anmerkungen 337
Auswahlbibliografie 375
Abkürzungsverzeichnis 392
Abbildungsverzeichnis 393
Personenregister 395

Einleitung

Mussolini lebt – in der Erinnerung seiner Landsleute, in Buchhandlungen und nicht zuletzt in zahlreichen italienischen Souvenirläden, die viel Geld mit ihm verdienen. Mussolini lebt aber auch im kollektiven Gedächtnis der Welt, die freilich oft gar nicht weiß, dass sie sich auf ihn beruft. Der von ihm geprägte und auf ihn gemünzte Begriff «Faschist» ist allgegenwärtig und dient als Kennzeichnung all dessen, was als rechts, autoritär und populistisch gelten kann. Mussolini, der erste Faschist,[1] lebt – aber in welcher Gestalt? Als gnadenloser Despot, der Italien von 1922 bis 1945 mit eiserner Faust regierte und dabei um seine Zukunft betrog? Als Erneuerer Italiens, der seinem Land ein Imperium eroberte und es in den Rang einer Großmacht hob? Als wichtigster Verbündeter Adolf Hitlers, der ihn als seinen Lehrmeister betrachtete und mit ihm zusammen die Welt in Brand setzte? Als Marionette und Opfer des deutschen «Führers»? Als charismatischer Diktator, der eine neuartige, auf Konsens und blanken Terror gestützte totalitäre Herrschaft errichtete, die vielen anderen Diktatoren als Vorbild diente? Als Präzeptor Europas und der Welt, der im Faschismus eine Zauberformel fand, die zu den «zentralen ideologischen Innovationen des 20. Jahrhunderts[2] zählt, weil sie einen dritten Weg zwischen Demokratie und Kommunismus verhieß?

Wer war dieser so schwer fassbare Mann, der Geschichte geschrieben und Bilder hinterlassen hat, die noch heute lebendig sind? Man kennt ihn – auf der Piazza Venezia im Massenmonolog mit seinem Volk – klein, untersetzt, mit glühenden Augen und vorgerecktem Kinn, gebieterisch. Man sieht ihn vor sich – kahlköpfig,

hoch zu Ross, mit bloßer Brust am Strand, strotzend vor Energie und Willenskraft. Dann das Ende auf dem Piazzale Loreto in Mailand im April 1945 – der geschändete Leichnam, kopfüber an einer Tankstelle aufgehängt, verhöhnt und verspottet, vom antifaschistischen Furor aus der Geschichte gejagt. Bilder über Bilder, die doch kein Bild ergeben.

Schon den Zeitgenossen fiel es nicht leicht, sich auf Mussolini einen Reim zu machen. Der «Duce» stand zu seinen Lebzeiten im heftigen Meinungsstreit. Die Propagandaoffensive in eigener Sache eröffnete er selbst, seine Jünger bauten sie mit den Jahren zu einem regelrechten Imagefeldzug aus. Am Ende war Mussolini überall – er war der erste Popstar der Politik und der Geschichte. Keiner kam an ihn heran, kein anderer großer Mann konnte sich mit ihm messen. Die Reihe der Vergleichsopfer reichte von Aeneas über Cäsar und Napoleon bis Garibaldi; selbst Jesus Christus gehörte dazu.[3]

Mussolinis italienische Propagandisten und ihre europäischen Brüder im Geiste erfanden damit nicht nur den in den 1920er und 1930er Jahren omnipräsenten «Duce»-Kult, der erst im Zweiten Weltkrieg brüchig wurde. Zugleich schufen sie ein reiches Erinnerungsdepot, das mit seinen Mythen und Bildern die spätere Wahrnehmung nicht minder belastete als die bald auftauchenden Gegenentwürfe von Antifaschisten jeglicher Nation und Couleur. Diese Antifaschisten sprangen mit den Fakten zwar nicht ganz so hemmungslos um wie ihre faschistischen Kontrahenten. Sie dachten in der Regel aber ebenfalls nicht daran, die historische Realität sine ira et studio zu erfassen. Auch ihr Anliegen war politischer Natur: die Dämonisierung und – deren Zwillingsschwester – die Ridikülisierung des Diktators, der als Person und Politiker fast unkenntlich blieb.

Selbst die Historiker taten sich schwer, dem Gift der tradierten Legenden zu entrinnen und die schier undurchdringlichen zeitgenössischen Deutungs- und Erinnerungsschichten abzutragen – verständlicherweise, denn Italien, Europa und die Welt kehrten nach 1945 nicht einfach zur Normalität zurück. Der blutige Bürgerkrieg,

der Italien zuvor entzweit hatte, ging mit politischen Mitteln weiter und verband sich mit dem Kalten Krieg, in dem sich ein östlich-kommunistisches und ein westlich-demokratisches Lager jahrzehntelang feindlich gegenüberstanden. In dieser globalen Konfrontation wurde alles zur Waffe gemacht – auch die Geschichte des Faschismus und die Biografie des «Duce». Die Linke beschuldigte die Rechte, den Faschismus in seinen vielfältigen Erscheinungsformen zu verharmlosen und mit einer Neuauflage zu liebäugeln. Und die Rechte zahlte mit gleicher Münze zurück. Sie leugnete die Verbrechen des Faschismus und denunzierte ihre Kontrahenten als totalitäre Stalinisten, die lieber vor der eigenen Haustür kehren sollten. Wenn gar nichts mehr half, musste Hitler herhalten: Der Vergleich mit dem großen Teufel sollte die kleineren faschistischen Teufel, also Franco in Spanien, Pavelić in Kroatien und eben Mussolini in Italien, entlasten und ihre Missetaten in einem milderen Licht erscheinen lassen. «Wir verstecken unser Böses hinter dem noch Böseren», so brachte es ein italienischer Historiker auf den Punkt.[4] Der reale «Duce» blieb dabei auf der Strecke – Empörung und Empathie standen vertiefter Erkenntnis im Wege.

Groß sind die Fragen, die sich auf diese Jahrhundertgestalt beziehen. Sie richten sich auf den Charakter des faschistischen Regimes, auf Mussolinis Herrschaftsstil, auf seine Rolle als Initiator und Anführer einer faschistischen Internationale, auf seinen Rassismus und Antisemitismus und auf seine fast obsessiven Bemühungen, einen «uomo nuovo» zu schaffen. Nichts Geringeres schwebte ihm ja vor, als zur Rettung der «weißen Rasse» eine neue supranationale Zivilisation mit neuen Menschen zu begründen. Beginnen wollte er dabei mit den Italienern der Gegenwart. Sie sollten zu «Römern der Moderne[5] geformt und dann in eine homogene Volksgemeinschaft verwandelt werden, die er auf eine kriegerische Expansion schicken wollte. Lebensraum im Süden hieß sein Traum, den er zur gleichen Zeit träumte wie Hitler seinen Traum vom Lebensraum im Osten. Das führte Faschismus und Nationalsozialismus zusammen und bildete die Basis der «Achse» Rom–Berlin, deren historische Bedeutung

allzu lange ignoriert worden ist. Dabei handelte es sich bei diesem Bündnis um eine Kriegsallianz, die sich wegen ihrer Vitalität und konzertierten Zerstörungskraft grundlegend von traditionellen Koalitionen unterschied. Von den Faschisten und Nationalsozialisten wurde hier der in der neueren Geschichte einzigartige Versuch unternommen, zwei Staaten und zwei Regime zu synchronisieren und auf Krieg zu trimmen.

Mussolini prägte das «Katastrophenzeitalter»,[6] das 1945 zu Ende ging, wie wenige andere. Er war Sozialist, Faschist, Diktator und Hitlers älterer, aber kleinerer Bruder. Verehrt und bewundert, gefürchtet und gehasst, schwankt sein Bild in der Geschichte – hoffentlich nicht mehr lange.

Ziel dieses Buches ist es nicht, eine Gesamtbiografie Mussolinis zu liefern, die ausschließlich für das Fachpublikum geschrieben ist. Es geht hier wie in der gesamten von Thomas Schlemmer, Andreas Wirsching und mir herausgegebenen Reihe «Diktatoren des 20. Jahrhunderts» darum, das Wesentliche zu erfassen und im Lichte der modernen Forschung neu zu deuten: den Kern der Hauptperson, die wichtigsten Merkmale des von ihr diktatorisch geführten Regimes und den historischen Ort dieses Regimes in der Geschichte unserer Zeit. Vieles kann mit dem groben Netz, das hier ausgeworfen wird, nicht eingefangen werden. Mut zur Lücke ist deshalb fast Gesetz, essayistische Zuspitzung ebenso gefragt wie erzählerische Verdichtung, die ganz im Zeichen von Klarheit und Verständlichkeit stehen soll. Wenn dieses Ziel wenigstens ansatzweise erreicht worden ist, so sind dafür nicht zuletzt meine Freunde und Helfer verantwortlich. Ihnen möchte ich von Herzen danken: Renate Bihl und Barbara Schäffler für tägliche Kost und angenehme Logis, Franz-Josef Brüggemeier und Rudolf Neumaier für die kritische Durchsicht von großen Teilen des Manuskripts; ihren Anregungen und Vorschlägen bin ich ebenso gerne gefolgt wie den Hinweisen von Hermann Graml, der meine wissenschaftlichen Arbeiten seit mehr als 35 Jahren fördert und auch diesmal wieder vieles zurechtgebogen

hat. Wohl dem, der solche Stützen, ein dicht geknüpftes Hilfswerk wie das Institut für Zeitgeschichte als Basislager und dort einen bewährten Freund und intellektuellen Partner wie Thomas Schlemmer hat, der auch dieses Buch so intensiv begleitet hat, als wär's ein Stück von ihm. Danken möchte ich außerdem dem C.H.Beck Verlag, namentlich Sebastian Ullrich. Mit ihm und seinen hochprofessionellen Kolleginnen und Kollegen zu arbeiten ist eine Ehre und ein Vergnügen. Mein besonderer Dank richtet sich schließlich an meine Frau Gabriele Jaroschka, ihr und dem Andenken an meinen Freund Konrad Maria Färber ist das Buch gewidmet.

München, 20. September 2015

PREDAPPIO, 29. JULI 1883

Herkunft und politische Lehrjahre

Der große Mann war bereits im Kind und Jugendlichen zu erkennen, meinen die Biografen. Sie zeigen Mussolini als Sozialrebell, als mitreißenden Anführer einer Kinderbande und als wissbegierigen Schüler, der Wert auf weite Horizonte legte. Dumm nur, dass diese Schilderungen nicht auf unabhängigen Quellen basieren, sondern von Mussolini selbst, seinen nächsten Verwandten und einigen Bekannten stammen, die über ihn befragt wurden, als er bereits der «Duce» und damit im Vollbesitz seiner Vergangenheit war.

Gesichert ist demgegenüber nur wenig:[1] Benito Mussolini kam am 29. Juli 1883 in Dovia auf die Welt. Der kleine Weiler gehörte zur Gemeinde Predappio, die 15 Kilometer von Forlì entfernt in der Emilia Romagna liegt und nichts hatte, was sie von tausend anderen gottverlassenen Provinznestern im ländlichen Italien unterschied. Die größeren Städte Bologna und Florenz, die heute in einer Stunde bequem zu erreichen sind, waren weit weg – sie zählten fast schon zu einer anderen Welt. Mussolinis Vater, Alessandro, war Hufschmied und betrieb nebenbei eine kleine Gastwirtschaft, die freilich nicht viel abwarf. Seine Mutter, Rosa Maltoni, eine gläubige Frau, die es schwer hatte mit ihrem atheistischen Mann, stammte aus etwas besseren Kreisen. Sie hatte eine höhere Schule besucht und unterrichtete als Grundschullehrerin. Ihr Arbeitsplatz war nicht weit von Bett und Tisch entfernt: Die Schule, der heutige Palazzo Varano, war zugleich das Wohnhaus der Mussolinis, die dort mit ihren drei Kindern zwei Zimmer hatten.

Ganz so ärmlich, wie die spätere «Duce»-Saga es will, waren die Verhältnisse dennoch nicht. Die Familie hatte zwei geringe, aber

sichere Einkommen, und Rosa Maltoni machte kurz nach der Jahrhundertwende eine kleine Erbschaft, so dass sich die Mussolinis ein Stück Grund und ein Anwesen kaufen konnten, das sie verpachteten. Sie waren damit nicht wohlhabend, hatten aber doch so viel, dass sie sich Hoffnung auf Besseres für ihre Kinder machen konnten. Anders als die meisten ihrer Mitschüler litten Benito, seine Schwester Edwige und sein Bruder Arnaldo keinen Hunger und blieben kaum einmal sich selbst, der Langeweile und dem verführerischen Müßiggang überlassen. Im Gegenteil: Die Eltern waren auf das Wohl ihrer Kinder bedacht, sie sorgten für eine gute Ausbildung und taten nicht wenig, um ihrem Nachwuchs den sozialen Aufstieg zu ermöglichen. Nicht umsonst sprach man im Hause Mussolini Italienisch statt Dialekt, und nicht umsonst hielt man die Kinder an, Bücher zu lesen und ein Musikinstrument zu lernen.

Fürsorge und Förderung genoss vor allem der älteste Sohn. Benito, der Geige spielte, besuchte die ersten beiden Klassen bei seiner Mutter in Predappio. Danach schickte man den talentierten Jungen auf ein von Salesianern geführtes Internat in Faenza, das er aber nach zwei Jahren wieder verlassen musste, weil er sich mit den auf Zucht und Ordnung bedachten Patres überworfen hatte. Besser lief es für den kleinen Nonkonformisten dagegen in der höheren weltlichen Schule in Forlimpopoli. Hier entwickelte sich Mussolini zu einem passablen Schüler, der im Großen und Ganzen auch keine Probleme bereitete. Er blieb sieben Jahre in der neuen Schule und machte dort 1901 das Abitur. Die Universität blieb ihm verschlossen; den Eltern fehlte das Geld und ihm die Neigung, weitere geregelte Studien zu treiben. Mit 18 Jahren blickte er aber doch auf eine solide elfjährige Ausbildung zurück, die ihm in seinem Umfeld eine gewisse Ausnahmestellung sicherte. Nur die wenigsten seiner Altersgenossen erreichten ein vergleichbares Bildungsniveau: Viele hatten die Schule nur sporadisch besucht, frühzeitig abgebrochen und dort so gut wie nichts gelernt. In der Emilia Romagna zählte man um 1900 gut 46 Prozent der über Sechsjährigen zu den Analphabeten. In anderen Regionen lag die Quote um mehr als 30 Prozent höher. Im

Die Eltern

noch ganz von der Landwirtschaft geprägten Königreich Italien mit seinen verkrusteten Feudalstrukturen konnte nur jeder Zweite lesen und schreiben.[2]

Vieles spricht dafür, dass Mussolini bereits als Schüler sehr viel las und dass er sich früh für politische Fragen zu interessieren begann. Geweckt hatte diese Neigung sein Vater, der zu den führenden Linken in Predappio und Umgebung gehörte. Alessandro Mussolini, dessen Vorfahren bessere Zeiten erlebt hatten, war brennend ehrgeizig und wollte nach oben, kam aber nicht voran. Die sozialen Schranken erwiesen sich als unüberwindlich. Er fand deshalb schon bald Gefallen an allerlei linken Revolutionsträumen, die unter den tagein, tagaus um ihre Existenz kämpfenden Handlangern, Saisonarbeitern und Kleinpächtern der Emilia Romagna weit verbreitet waren. In diesen seit Menschengedenken geknechteten Schichten grassierte um die Jahrhundertwende eine Umsturzwut, die sich immer wieder in gewalttätigen Ausschreitungen Luft verschaffte – ge-

gen die Obrigkeit, die reichen Landbesitzer und nicht zuletzt gegen die allgegenwärtige katholische Kirche, die sie als Stütze des Establishments betrachteten und heftig kritisierten. Mussolinis Vater, ein leicht entflammbarer cholerischer Geist, legte in diesen Groß- und Kleinkonflikten selbst Hand an und wanderte dafür zweimal ins Gefängnis.

Gleichzeitig versuchte er, ein theoretisches Fundament für seine Revolutionsfantasien zu gewinnen – und zwar in zähem Selbststudium, weil er nie die Schulbank gedrückt hatte, und mit erstaunlichem Erfolg: Alessandro Mussolini war ein grobschlächtiger proletarischer Intellektueller, der einige Standardwerke des internationalen Sozialismus kannte, für sozialistische Blätter schrieb und schließlich in seinen Kreisen so großes Ansehen genoss, dass er zum zweiten Bürgermeister von Predappio bestellt wurde. Politik war seine Leidenschaft, die er nirgends verhehlte – nicht am Arbeitsplatz, nicht im eigenen Gasthaus und nicht im Kreise der Familie, die nicht selten in den Genuss von Abendlesungen kam und immer wieder von der Polizei gesuchte Genossen beherbergen musste.

Dieses hochpolitisierte konspirative Familienklima prägte den jungen Mussolini umso stärker, als die Ideen und Emanzipationskonzepte, die in seinem Elternhaus kursierten, eine bessere Zukunft versprachen. Im Königreich Italien hielt damals die industrielle Revolution Einzug. Zwischen 1896 und 1908 wuchs die Industrieproduktion um durchschnittlich 6,7 Prozent, wobei die chemische Industrie mit 13,7 Prozent die größten Zuwachsraten erzielte, dicht gefolgt von der Metall- und Maschinenbauindustrie mit über 12 Prozent. Als Folge davon erhöhten sich die Zahl der Industriebeschäftigten von 1,3 Millionen (1903) auf 2,3 Millionen (1911) und der Anteil der Industrie am Bruttoinlandsprodukt von 15 (1898) auf 21 Prozent (1909).[3]

Vor allem im Nordwesten des Landes entstanden zahlreiche größere und kleinere Betriebe, die einen ganz neuen Menschenschlag hervorbrachten. Selbstbewusst und politisch anspruchsvoll schlossen sich die Industriearbeiter und Handwerker, in vielen Gegenden

aber auch die frustrierten Landarbeiter zu schlagkräftigen Organisationen zusammen, die sich sozialistischen Ideen verschrieben und sich Ungeheuerliches zum Ziel setzten: die politische und soziale Revolution. Überall bildeten sich Ortsgruppen der sozialistischen Partei, der Gewerkschaften und Arbeiterkammern. Diese Basisstützpunkte organisierten Streiks, gaben Zeitungen heraus und legten Bildungsprogramme auf, wobei ihre lokalen Protagonisten mit einem geradezu herausfordernden Selbstbewusstsein auftraten, das ansteckend wirkte und vor allem junge ambitionierte Burschen wie Mussolini in seinen Bann zog. Linke saßen in vielen Gemeinderäten, selbst das Parlament in Rom, eigentlich eine Domäne großbürgerlich-aristokratischer Kreise, blieb ihnen nicht verschlossen – trotz eines äußerst restriktiven Wahlrechts, das um 1900 nur zehn Prozent der rund 32 Millionen Italiener (Männer, versteht sich) eine Stimme gab.

Die anderen politischen Formationen hatten im Vergleich dazu wenig zu bieten. Mussolini verachtete den ranzigen Liberalismus der besseren Leute. Er hasste die Vorfeldorganisationen der katholischen Kirche, weil sie in seinen Augen nur der Bewahrung des Status quo dienten und die Armut der Landbevölkerung ignorierten, und ihm missfielen die Republikaner, die zwar die richtige Staatsform forderten, in sozialen Fragen aber viel zu zahm waren. Der Sohn dachte hier ganz wie der Vater, der einige Befriedigung daraus zog, dass die Saat seiner Erziehung aufzugehen schien. Nicht zufällig hatte er seinem Erstgeborenen die Vornamen von drei linken Revolutionären gegeben: Benito stand für den mexikanischen Präsidenten Benito Juarez, Andrea sollte an Andrea Costa, den ersten sozialistischen Abgeordneten im italienischen Parlament, erinnern, und Amilcare war eine Hommage an den Anarchisten Amilcare Cipriani. In ihre Fußstapfen sollte der Sohn nach dem Willen des Vaters treten.[4]

Zuvor musste Mussolini sich freilich auf die Suche nach einem Arbeitsplatz machen. Im Grunde stand ihm und zahlreichen anderen Abiturienten ähnlicher Herkunft nur der Weg in den öffentlichen Dienst offen. Eine Karriere als Dorfschullehrer war dabei

noch am vielversprechendsten – wenn man eine Stelle fand. Für Außenseiter mit revolutionärem Touch wie Mussolini war das besonders schwer. Unverdrossen bewarb er sich dennoch immer wieder um eine Anstellung, bis er schließlich Anfang 1902 die Zusage einer kleinen von Sozialisten geführten Gemeinde in der Po-Ebene erhielt, wo er bis zum Sommer als äußerst schlecht bezahlter Hilfslehrer tätig war.

Viel Gefallen fand er nicht an seinem Beruf, obwohl er sich durchaus bemühte. Er kam seinen Pflichten geflissentlich nach und erwarb sich bei seinen Schülern einen guten Ruf, den er aber durch sein Verhalten in der Öffentlichkeit sofort wieder zunichte machte: Der neue Dorflehrer zog nachts abgerissen und betrunken durch die Straßen und stürzte sich in ein leidenschaftliches Verhältnis mit einer verheirateten Frau, was im ganzen Ort für Aufregung sorgte – und ihn schließlich nach einem halben Jahr den Job kostete.

Mussolini stand damit erneut vor dem Nichts und musste völlig mittellos in die Heimat zurückkehren, in der ihn nichts als lauernder Spott empfing. Im Juli 1902 ließ er die Enge von Predappio erneut hinter sich. Sein Ziel war – wie für zahlreiche andere verzweifelte Arbeitsemigranten vor und nach ihm – die Schweiz, wo sich vor allem in den größeren Städten starke italienische Kolonien mit eigenen Gewerkschaften, Zeitungen und Kulturvereinen gebildet hatten. Was ihn dort erwartete, war ihm nicht klar. Einen Arbeitsplatz hatte er jedenfalls nicht, als er seine Reise begann. Entsprechend schwierig waren die ersten Wochen. Er schlief unter Brücken, wechselte häufig den Aufenthaltsort, litt Hunger und wurde als Landstreicher verhaftet. Er verdingte sich als Maurer, Laufbursche und Verkäufer, hielt es aber nirgends lange aus. Schwere körperliche Arbeit war seine Sache nicht – er ächzte unter den Belastungen und fühlte sich auch in seinem Stolz als «professore» gekränkt, wenn er auf einer Baustelle richtig zupacken musste.

Spätere Selbststilisierungen sprechen hier eine andere Sprache. In ihnen nahm das proletarische Martyrium auch kein Ende.[5] In Wahrheit kam Mussolini schon bald in Kontakt zu linken Kreisen

in Lausanne, wo sich der Sitz der italienischen Sozialisten in der Schweiz und die Zentrale einer italienischen Maurergewerkschaft befand, die händeringend nach gebildeten Genossen für ihre Verbandsarbeit und für ihre Wochenzeitung «L'Avvenire del Lavoratore» (Die Zukunft des Arbeiters) suchten. Mussolini war der richtige Mann für sie: Er konnte reden, er konnte schreiben, und er traf mit seiner Aufsässigkeit den Nerv der italienischen Arbeiter, die auch in der Fremde aufbegehrten und ihre Rechte forderten.

Mussolini verschaffte sich in Lausanne als Sekretär der Gewerkschaft eine gewisse materielle Basis, und er absolvierte dort im Umkreis der Sozialisten eine Art politischen Selbstfindungskurs. Die erste Erkenntnis war, dass es Interessanteres gab, als Lehrer zu sein. Hinzu kam, dass er in der Schweiz sein Talent als Organisator entdeckte und zugleich eine Bühne für seinen Geltungsdrang fand. Er hatte schon als Schüler und erst recht als stellungsloser Lehrer unter emotionalen Verstockungen und ewig pochender Unruhe gelitten, die mit seinen unbefriedigten Aufstiegsambitionen zu tun hatten. Dafür gab es nun ein Ventil: Der verzehrende Wunsch, anerkannt zu werden, und die bisher nie bestätigte Überzeugung, etwas Besonderes zu sein – diese Kompensationsbedürfnisse konnte er jetzt ebenso ausleben wie seine Neigung zur radikalen Provokation. Je größer der Streit, desto besser.[6]

Mussolini rackerte in der Schweiz fast Tag und Nacht für die sozialistische Bewegung. Das linke Migrantenmilieu bot ihm einen Ersatz für seine verlorene Heimat, und er knüpfte dort ein dichtes Netz persönlicher Beziehungen, das seiner weiteren Karriere überaus förderlich sein sollte. Herausragende Bedeutung erlangte der Kontakt zu der russischen Revolutionärin Angelica Balabanoff, die ihn wegen ihres weltläufigen Auftretens, ihrer umfassenden Bildung und ihrer spröden Reize besonders anzog und ihm in diesen Jahren am meisten gab. «Die» Balabanoff, die Lenin kannte und die klassischen Schriften des Sozialismus im Schlaf hersagen konnte, nahm Mussolini unter ihre Fittiche und gab ihm in puncto Ideologie einen gewissen Schliff.[7]

Nötig hatte er ihn. In seinem geistigen Marschgepäck befanden sich eigentlich nur die eindimensionalen Weltweisheiten des Vaters, die er durch Schullektüre und leidenschaftliches Privatstudium nicht entscheidend hatte weiterentwickeln können. Das änderte sich in der Schweiz, wo er rasch erkannte, dass es in der Partei ohne ideologisches Basiswissen kein Fortkommen gab. Wer hier mitreden und mitentscheiden wollte, musste die Geschichte der Arbeiterbewegung sowie ihrer wichtigsten Protagonisten kennen und vor allem mit den einzelnen Flügeln der Partei und ihren weltanschaulichen Spezifika vertraut sein. Den Ton gaben um die Jahrhundertwende die Reformer an, die zwar noch weit davon entfernt waren, ihren Frieden mit der kapitalistischen Welt zu machen, für punktuelle Kompromisse mit der Regierung aber durchaus zu haben waren. Mit diesen Pragmatikern rivalisierten die Revolutionäre, die auf Klassenkampf und gewaltsamen Umsturz setzten, und die revolutionären Syndikalisten, die ähnlich weitreichende Ziele verfolgten, diese aber mit anderen Mitteln erreichen wollten – mit den Gewerkschaften und nicht mit der Partei. Erschwert wurde diese verworrene Lage noch dadurch, dass die drei Hauptströmungen in zahlreiche Unterströmungen zerfielen und dass noch im kleinsten Rinnsal ein Exzentriker beheimatet war, der seinen eigenen Kopf hatte.

Mussolini fand sich in diesem Dschungel rasch zurecht. Er erarbeitete sich in der Schweiz unter der Anleitung von Angelica Balabanoff ein ideologisches Koordinatensystem, dessen Eckpunkte aus dem Marxismus stammten. Der Antagonismus von Kapital und Arbeit, die Verelendung der Arbeiterklasse und der Klassenkampf gehörten seitdem ebenso zu seinen Denk- und Argumentationsfiguren wie die Diktatur des Proletariats und die Umwandlung des Privateigentums in Kollektivbesitz. Keine Rede, keine Schrift, in der er bis zum Ersten Weltkrieg nicht auf diese Begriffe rekurriert oder sich sonst irgendwie auf Marx berufen hätte.

Dabei blieb Mussolini aber nicht stehen. Er sog alles auf, was modern klang und in linken Kreisen diskutiert wurde. Er saß dafür in jeder freien Minute in der Bibliothek, verfolgte die Theoriedebat-

ten der internationalen Arbeiterbewegung und schrieb sich sogar an der Universität Lausanne ein, wo er gelegentlich Seminare des Soziologen Vilfredo Pareto besuchte.[8] Vor allem dessen Elitentheorie schien ihn zu überzeugen: «Die Geschichte», so fasste Mussolini die Lehre Paretos später zusammen, «ist nichts anderes als die Abfolge herrschender *Eliten*. Wie das Bürgertum an die Stelle des Klerus und des Adels getreten ist […], wird es vom Proletariat ersetzt werden, der neuen sozialen *Elite*, die heute in eigenen Gewerkschaften, in eigenen Kooperativen, in eigenen Arbeiterkammern den Kern der künftigen Wirtschaftsorganisation auf kommunistischer Grundlage hervorbringt.[9]

Ähnlich verhielt es sich mit den Schriften von Georges Sorel, die Mussolini noch stärker prägten als die Weltdiagnosen von Pareto. Der französische Sozialphilosoph war damals in aller Munde. Er galt als origineller Denker, der den Marxismus aus seinen Abgelebtheiten befreite und in eine zeitgemäße Form brachte. Solche Modernisierungs- und Vitalisierungsversuche gab es um die Jahrhundertwende viele, aber nur wenige fanden so viel Gehör wie die von Sorel. Seine These, dass die Geschichte ein endloser «Kampf gegen die Dekadenz[10] sei, dass die bürgerliche Gesellschaft in diesem Kampf versagt habe und nun alle Hoffnungen auf dem Proletariat ruhten, leuchtete Mussolini ebenso ein wie seine Behauptung, der Kapitalismus werde niemals jene von Marx prophezeiten inneren Widersprüche entwickeln, die zum großen revolutionären Knall führten.

Mussolini teilte schließlich auch die Konsequenz, die Sorel aus dieser Einsicht zog: Um zur Endabrechnung mit dem Bürgertum zu gelangen, müsse man den Klassenkampf verschärfen und einen künstlichen «Empörungsprozess neuer Art[11] auslösen. Nötig für diese «apokalyptische Konfrontation[12] sei nicht zuletzt die Umwandlung der bestehenden Arbeiterorganisationen in antikapitalistische Kampfmaschinen, die im finalen Konflikt mit der Bourgeoisie freilich nur bestehen könnten, wenn sie bis zum Äußersten aufgepeitscht würden. Mittel dazu waren in Sorels Augen weder Bildung noch Vernunft, sondern der permanente Appell an die animalischen Instinkte

der Massen, die am leichtesten durch Mythen zu wecken seien. Dass dabei viel Blut fließen würde, war Sorel ebenso klar wie die Tatsache, dass solche Mythen erst noch erfunden und auf ihre Praxistauglichkeit hin erprobt werden mussten. Der Generalstreik mit seinen völlig überzogenen Verheißungen war einer davon, die proletarische Gewalt als reinigende Kraft ein zweiter.

Mussolini war fasziniert von solchen radikalen Zukunftsentwürfen. Marx, Sorel, Pareto – er schnappte überall etwas auf, vertiefte es durch Lektüre und Diskussion und schmolz diese Weisheiten – wie die meisten seiner Genossen – zu einer Art Privatsozialismus zusammen, der mehr oder weniger gut begründet war. Mussolini munitionierte sich auf solche Weise nicht nur für den Alltag als Parteifunktionär und Agitator. Zugleich sammelte er Stoff für seinen eigentlichen Beruf, der neben der Arbeit für Partei und Gewerkschaft immer stärker in den Vordergrund trat und schließlich zu einer wahren Leidenschaft wurde: der Journalismus. Dass er auf diesem Feld ein gewisses Talent hatte, dass er packend schreiben und die Menschen fesseln konnte, war ihm bereits in der Schule bewusst geworden. Jetzt bewährten sich diese Gaben – und wie!

Mussolini schrieb bereits in der Schweiz fast unentwegt. Unter den Themen, die er behandelte, war vieles, was dem journalistischen Kleinklein zugerechnet werden muss: die giftigen Attacken gegen Monarchie und Kirche, die Hetze gegen die liberale Regierung Giovanni Giolittis und nicht zuletzt die Dauerpolemik gegen die Reformer in der sozialistischen Partei, die an schneidender Inbrunst kaum zu übertreffen war. Daneben widmete er sich aber auch komplexen historischen, soziologischen und kulturellen Themen, die er so geschickt aufbereitete, dass auch seine proletarischen Leser etwas davon hatten. Seine Artikel über den französischen Anarchisten Sébastien Faure und Vilfredo Pareto belegen das ebenso wie kleinere Aufsätze über die Französische Revolution, Ferdinand Lassalle und andere Themen aus der sozialistischen Welt, nicht zu vergessen seine Sonette und Gedichte, von denen einige noch aus der Schulzeit stammten, aber erst jetzt veröffentlicht wurden.

Mussolini erwies sich dabei als durchaus reflektierter Kopf mit vielfältigen Interessen, die sich – nicht ungewöhnlich für einen gerade 20-Jährigen – ständig verlagerten und immer anspruchsvolleren Themen zuwandten. Der spätere Diktator schrieb kleinere Traktate über August von Platen, Friedrich Gottlieb Klopstock und Karl Marx, er übersetzte Schriften von Karl Kautsky und Pjotr Alexejewitsch Kropotkin, und er verfasste ein antiklerikales Pamphlet über «L'uomo e la divinità», in dem er sich vor lauter Pfaffenhass fast ganz vergaß.[13]

Es waren anregende zwei Jahre, die Mussolini in der Schweiz verbrachte, und emotional aufregende dazu. Amouröse Abenteuer waren nämlich an der Tagesordnung und verwandelten sich regelmäßig in giftige Affären, weil er nicht nur einer Frau Hoffnungen gemacht hatte. Hinzu kamen permanente Probleme mit der Polizei, die seine politische Arbeit mit Argusaugen verfolgte und ihn mehrmals ins Gefängnis schickte. Dass diese unruhige Zeit um die Jahreswende 1904/05 zu Ende ging, hatte aber nichts mit diesen Verwicklungen zu tun, die Mussolini auch nicht allzu tragisch nahm. Die kleine Welt der Emigranten in der Schweiz reichte ihm nicht mehr, sie war zu eng. Wenn er als Journalist und Politiker avancieren wollte, blieb nur eine Alternative: die Rückkehr nach Italien, die im Herbst 1904 möglich wurde. König Vittorio Emanuele III. erließ nämlich anlässlich der Geburt eines Thronfolgers eine Amnestie, die auch denjenigen Straffreiheit in Aussicht stellte, die sich wie Mussolini dem Wehrdienst entzogen hatten und deshalb zu Haftstrafen verurteilt worden waren.

Dem Militär entkam er damit natürlich nicht; es bestimmte von Januar 1905 bis September 1906 sein Leben. Mussolini diente im 10. Bersaglieri-Regiment mit Sitz in Verona und entpuppte sich dort als überaus disziplinierter Soldat, dem nichts ferner lag, als sich den militärischen Zwängen zu widersetzen und unter seinen Kameraden für seine politischen Ziele zu werben. Einmal legte er gegenüber einem Vorgesetzten sogar ein feierliches Bekenntnis zum italienischen Vaterland ab, das gegen die «Barbaren des Nordens» mit allen

Mitteln verteidigt werden müsse und niemals wieder auf einen «geografischen Begriff» reduziert werden dürfe. Devoter Opportunismus reicht als Erklärung dafür nicht aus: Mussolini war schon als Sozialist nicht immun gegen die Suggestionen überzogener Italienbilder, die auf den linksnationalen Eiferer Giuseppe Mazzini zurückgingen und um die Jahrhundertwende eine neue Blüte erlebten.[14] Dass Italien etwas Besonderes und anderen Nationen überlegen war und dass sich daraus eine spezielle Weltmission ableitete, war offizielle Staatsdoktrin, die zwar in der Gesellschaft noch kaum zündete, namentlich in intellektuellen Kreisen und höheren Schulen aber viel Anklang fand.

In Mussolinis sozialistischen Lehrjahren blieben Nationalstolz und Superiorità-Denken oft im Hintergrund. Diese Einstellungen, die in krassem Widerspruch zum Internationalismus der sozialistischen Partei standen, brachen aber immer wieder durch und gewannen in seinem Weltbild schließlich schon vor 1914 beträchtliche Bedeutung. Im Juli 1908 beispielsweise sprach er von der glorreichen Vergangenheit Italiens, «die aus uns ein großes Volk gemacht hat, unsterblich in der Geschichte».[15] Ein Jahr später behauptete er: «Die Heimat des Schöpfergeistes war und ist Italien.[16] Und im Januar 1914 überraschte er seine Genossen mit der Forderung: «Im übrigen ist es an der Zeit, ein anderes Problem anzupacken und zu sehen, ob der Sozialismus antinational ist oder ob es sich dabei im Gegenteil um eine einigende Kraft der Nation handelt. Wann in Vergangenheit und Gegenwart haben wir denn je gegen die Nation gehandelt?[17]

Beruflich brachte der Militärdienst Mussolini keinen Schritt weiter. Er war nichts und versuchte sich deshalb noch zweimal als Lehrer – wieder ohne dauerhaften Erfolg. Sein Ruf als Revolutionär stand ihm ebenso im Wege wie die starren Klassenschranken, die auch zahlreiche andere begabte Underdogs am Aufstieg hinderten. Selbst eine Zusatzprüfung, die ihn für den Französisch-Unterricht an höheren Schulen qualifizierte, eröffnete ihm keine neuen Berufschancen. Auch in der Politik und im Journalismus gab es für ihn kaum etwas zu ernten. Im Partito Socialista Italiano (PSI) hatten da-

mals die Reformkräfte das Sagen, während die Revolutionäre in eine Legitimationskrise geraten waren, die freilich nicht lange dauerte. Mussolini musste deshalb im Sommer 1908 erneut nach Predappio zurückkehren, wo er sich als Agitator profilierte und dafür eine saftige Haftstrafe kassierte. Ansonsten saß er frustriert im Haus seines Vaters und brütete monatelang über Friedrich Nietzsche, dessen Kritik an den Pharisäern der bürgerlichen Gesellschaft ihn ebenso begeisterte wie dessen Vision vom «neuen Menschen».[18] Auch auf Nietzsches Motto, «Lebe gefährlich», kam er später häufig zurück.

Die Nietzsche-Exerzitien waren so wenig Zufall wie die Rezeption von Pareto und das Studium von Sorel. Mussolini zielte auch damit auf eine Belebung von Marx, dessen Lehren für ihn nicht sakrosankt waren. Sie mussten ergänzt und damit dem Geist der Zeit angepasst werden. Elite, «neue Menschen», Mythos und Gewalt – so hießen die Ergänzungsstoffe, die er bei seinen neuen intellektuellen Stichwortgebern fand und in seine Weltsicht integrierte. Diese war im Grunde noch immer vom Marxismus bestimmt – allerdings von einer speziellen Variante, die man als kämpferischen Marxismus des Willens und der Tat bezeichnen kann.

1909 bot sich Mussolini völlig unerwartet eine Chance, seinen revolutionären Tatendurst in der Praxis zu beweisen. Seine Partei schickte ihn in das Habsburger Reich, genauer nach Trient,[19] das damals wie das gesamte Gebiet zwischen Brenner und Gardasee unter österreichischer Herrschaft stand. Er sollte dort als Sekretär der Arbeiterkammer und als Schriftleiter eines sozialistischen Wochenblatts arbeiten und einen wichtigen politischen Auftrag erfüllen: die sozialistische Partei aus ihrem Dornröschenschlaf reißen, die italienischen Gemeinden im Trentino politisieren und für den Sozialismus gewinnen. Das war keine leichte Aufgabe, wie Mussolini schnell merkte. In der Stadt und im ländlichen Umland dominierte die katholische Kirche, die mit ihrem dichten Netzwerk aus Kooperativen, Vereinen und Banken die deutschsprachige Bevölkerung ebenso erfasste wie die Italiener, die sich im habsburgischen «Völkerkerker» überhaupt ganz gut eingerichtet hatten. Die italienischen Vereine

und Parteien pflegten zwar ihre Sprache und Kultur und forderten auch gewisse Autonomierechte. Sie agierten dabei aber so zaghaft, dass man sich in Wien keine Sorgen wegen einer italienischen «Heim ins Reich»-Bewegung machen musste. Hinzu kam, dass es im Trentino keine größeren Industriebetriebe und deshalb auch so gut wie keine Arbeiterschaft gab. Das «Proletariat» war selbst in der Stadt kaum mehr als eine Propagandafloskel, eine Gefahr ging von ihm in diesem von Beamten, Handwerkern und Bauern geprägten Milieu nicht aus.

Mussolini musste in Trient mithin eine Art Zwei-Fronten-Krieg führen – gegen das katholisch geprägte Establishment und gegen die gipsernen Genossen, die ihm von Beginn an zeigten, dass sie nicht auf ihn gewartet hatten. Er ließ sich von solchen Widerständen jedoch nicht entmutigen. Im Gegenteil, sie reizten ihn und versetzten ihn in einen wahren Arbeitsrausch, wobei sein Hauptaugenmerk zunächst der Zeitung galt. «Die Zukunft des Arbeiters» – so hieß sie – sah düster aus. Das Blatt hatte eine Auflage von 1600 Stück, war technisch und redaktionell schlecht gemacht und stieß nicht einmal in den eigenen Reihen auf größere Resonanz.

Das änderte sich ab Februar 1909 – und zwar schlagartig. Mussolini schrieb die Wochenzeitung fast allein und verwandelte sie mit seinen Leitartikeln in ein auf Krawall programmiertes Kampfblatt. Am meisten hatte die katholische Konkurrenz unter dieser kalkulierten Streitsucht zu leiden. Mussolini schoss aus allen Rohren: Er zerrte lange zurückliegende Skandale der Kirche ans Licht, scheute sich nicht, die höchsten Glaubensinstanzen herabzusetzen, und griff einzelne Protagonisten der katholischen Gegenseite mit den übelsten Methoden an. Er fand dabei zu einem ganz eigenen journalistischen Stil: kurz und knapp, sarkastisch und voll beißenden Spotts – fast jeder Satz ein apodiktisches Ausrufezeichen, das keinen Widerspruch litt und seine Widersacher an einer empfindlichen Stelle traf.

Die beschauliche Bischofsstadt glich so plötzlich einem Weiher, in den man nicht nur einen, sondern mehrere große Steine geworfen

hatte. Die Wellen der Aufregung erreichten natürlich auch die italienischen Sozialisten in Stadt und Land, die sich nun wieder ihrer revolutionären Pflichten erinnerten und jetzt doch Gefallen an Mussolini fanden. Es ging ein Ruck durch die örtliche Partei, die Zahl der Mitglieder stieg, auch die Auflage der Parteizeitung schnellte auf 2400 hoch.[20]

Es blieb deshalb nicht aus, dass Mussolini im Trentino bald ein überaus gefragter Mann war. Er übernahm neben dem Wochenblatt eine Tageszeitung und deren samstägliche Feuilletonbeilage und war sich auch in der Partei für nichts zu schade. Er stürzte sich wie ein Besessener in die Kärrnerarbeit an der Basis, besuchte die Ortsgruppen im Umland und ging immer wieder auf größere Vortragsreisen, die ihn bis nach Innsbruck führten. Schließlich fand Mussolini in Trient auch noch Zeit, seine literarischen und – ja – wissenschaftlichen Interessen zu pflegen. Er saß häufig in der Bibliothek und sammelte dort Material für einen Roman, der 1910 in 57 Folgen in einer Tageszeitung erschien und den Titel trug: «Die Geliebte des Kardinals. Claudia Particella[21] Der Roman beruhte auf einer wahren Begebenheit aus dem 17. Jahrhundert. Er drehte sich um die leidenschaftliche, am Ende tragische Liebesbeziehung zwischen dem Fürstbischof von Trient, Carlo Emanuele Madruzzo, und einer ebenso schönen wie feurigen Hofdame, deren echte Liebe an den Umständen scheitern musste. Mussolini wollte später von seinem erotischen Jugendwerk nicht mehr viel wissen. Die Kardinalsgeschichte, sagte er 1932, sei ein «gräßlicher Schmöker», er habe sie «mit politischer Absicht» geschrieben,[22] weil er Geld brauchte. Die Geschichtsschreibung ist diesem purer Taktik geschuldeten Verdikt gefolgt und hält den Roman, ohne genauer hinzusehen, für ein antiklerikales und frauenfeindliches Machwerk.

Bei genauerer Lektüre zeigt sich freilich: Mussolini war durchaus kein seichter Kopf, sondern erwies sich auch in seinem Roman als gewandter Schreiber mit beträchtlichem Bildungshorizont. Davon zeugen Anspielungen auf Dante und Horaz, Bezüge zu Vergil, Cervantes und D'Annunzio, vor allem aber genaue Kenntnisse der

Kirchengeschichte und die spielerische Adaption der katholischen Begriffs- und Bilderwelt; dieses Stilmittel setzte Mussolini auch in seinen Zeitungsartikeln immer wieder ein, es verlieh ihnen vielfach ihr ganz spezielles Pathos.

Heutigen Lesern dürfte der Roman wenig sagen. Das Erregungs- und Empörungspotenzial, das er damals ansprach, ist längst erloschen. Ähnliches gilt für Mussolinis historisch-soziologische Studie «Das Trentino aus der Sicht eines Sozialisten», die er ebenfalls 1910 abschloss und auch einem brennenden Thema widmete: der Rivalität von Österreichern und Italienern südlich des Brenners.[23] Seine erste und einzige wissenschaftliche Schrift ist nicht leicht einzuordnen. Der Deutungsstreit entzündete sich vor allem an der Frage, ob der spätere «Duce» schon in Trient zum Nationalismus konvertiert sei oder ob sein dortiger Aufenthalt keine ideologischen Spuren hinterlassen habe. Mussolini selbst bezeichnete sich im Untertitel der Studie als «Sozialist» – und nichts berechtigt dazu, an dieser Selbsteinschätzung zu zweifeln.

[…]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de